

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 152.

Montag, 2. Juli.

1928.

(8. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Der Jose blieb vor Schrecken der Mund offen stehen.
„Gnädige Frau denken doch nicht daran . . .“

Ein helles Lachen kam vom Bett.

„Ich glaube, Sie sind nicht recht gescheit! Haben Sie die bezaubernde Matinee, die ich in Nizza gekauft habe?“

„Aber ja! Die wird auf die Herren ärger wirken als der Alkohol!“

„Soll sie auch! Hoffentlich ist der Arzt pünktlich. Ein bisschen Angst habe ich doch vor dem ersten Gehver- such!“

Um zehn Uhr kam der Doktor.

„Frühling wird's! Ein wundervoller Tag heute! Bleibt es so, können Sie sich bald unter die Blutbuche im Park setzen! Ein Wort, und die glücklichen Besitzer dieses Fleischens Erde werden Ihnen dort einen Thron zimmern lassen! . . . Hm, das wird ein großartiger Empfang nachher! Das Staunen werden wir lernen! Und die Herren laufen in nagelneuen Tuts und Lackstiefeln herum. Die Gesichter — ein einziges Strahlen! Ein schönes Unglück haben Sie da angerichtet, meine Gnädigste! . . . Nun zeigen Sie mir bitte das Beinchen vor, es ist keinerlei Zeit zu verlieren! . . . Schön! Gut! Bei Brüchen können Sie mich getrost empfehlen! Ich überlasse Sie also jetzt Ihrer Jose! Werfen Sie sich in ein würdiges Gewand, ich werde inzwischen die Herzen der Brüder durch gütigen Zuspruch zu beruhigen ver suchen. Sind Sie reisefertig, bitte ich, es mich wissen zu lassen. Ich geleite Sie dann sicher an die hoffentlich nicht von den Genüssen brechende Tafel!“ . . .

Um diese Zeit ging Heinrich Felsenek durch die Wohnung seiner Schwester im Frauental. Vor der Villa wartete der Kraftwagen. Sah nach, ob alles zum Empfang in Ordnung war. Gab in seiner kurzen Art noch einige Anweisungen. Sagte dann zu seinem Lenker:

„Fahren Sie scharf zu! Wir werden auf dem Rück weg vorsichtig sein müssen, weil das Bein der gnädigen Frau noch nicht in Ordnung ist!“ . . .

Wilhelm Lenzing hatte die Nacht in einem Abteil dritter Klasse gesessen, eingehüllt in den Lodenmantel. Er hatte in Bebra umsteigen müssen, in Halle und Magdeburg. Dort war längerer Aufenthalt. Er bum meste durch die Straßen, fuhr dann in einem Personenzug weiter, der alle fünf Minuten hielt. Seine Stirn legte sich in immer tiefere Falten. Er überlegte hin und her, wie er die Brüder am besten zur Vernunft brachte. Aergerte sich, daß er nicht mit einem festen Entschluß vor sie hintreten konnte. Aber da war Rücksicht zu nehmen auf die Frau, die dort Gastfreundschaft genoß. Ja, was war das überhaupt für eine Frau? Er versuchte sich eine Vorstellung von ihr zu machen. Zuckte dann die Achseln. Erst mußte er sie sehen, dann würde er schon wissen, wie er zu handeln hätte. Hoffentlich ließ sich alles kurz und möglichst schmerzlos erledigen. Damit der Mutter Aufregungen erspart blieben.

X.

„So-o,“ sagte der Arzt, „nun schlingen Sie Ihren linken Arm um meinen stolzen Nacken! Erlauben müssen Sie schon, daß ich meine biedere Rechte um Ihr duftiges Gewand etwas herhaft lege. Denn vorläufig heißt es: schwieben, wie das gütige Frauen zu tun pflegen. Und Ihre Rechte legen Sie um den schlanken Hals Ihrer Jose, so wandern wir hinüber über die Diele in ein besseres Land!“

Unter der Girlande standen die Zwillinge. Verbeugten sich. Die helle Freude stand auf ihren Gesichtern.

„Ah, meine getreuen Kammerherren! Und wie festlich Sie das „lever“ Ihrer Gebieterin feiern! Das bin ich doch, nicht wahr?“

Ernst neigte nur ein wenig das Haupt, Kurt legte beteuend die Hand aufs Herz.

„Und über Ihnen schwiebt das Wort „Willkommen“ in einem Kranze. Sie wollen mir wohl Tränen der Rührung erpressen? . . . Aber warum so stumm?“

Kurt trat einen Schritt vor. Das heißt, er machte einen Satz, als wolle er über einen Graben springen.

„Wir haben zu schweigen, bis die Königin zu reden gestattet!“

Ernst war das Gesicht zu dumm. Der Doktor machte ja ein ganz eßig höhnisches Gesicht.

„Ich möchte Sie erst in einem bequemen Sessel sitzen sehen, gnädige Frau! Denn ich nehme an, das Stehen wird Sie heute noch sehr mitnehmen!“

„Da haben Sie allerdings recht!“

Vira Wernstedt schwieb über die Schwelle. Blieb dann stehen. Sie entsann sich noch ganz genau, wie das Wohnzimmer ausgesehen hatte, als sie in die Pelzdecke eingehüllt auf den Langstuhl getragen worden war. . . . Und nun Stores an den Fenstern. Ein sehr hübscher Kronleuchter über dem Tisch, um den sich auch eine Tannengirlande rankte. Kristall auf dem Tisch, gutes Porzellan. Silberbesteck funkelten. Ein schwerer, dunkler Eichenschrank an der Wand. Um den Tisch Ledersessel mit hohen Lehnen. Schneeglöckchen und Beilchen über das weiße Damasttuch verstreut.

„Aber ist das entzückend! Meine lieben „Kammerherren“, hier ist wahrlich gut sein!“

Ernst schob schon ihren Sessel, um den sich auch eine Tannengirlande wand, ein wenig zur Seite.

„Bitte, meine gnädigste Frau!“

Vira Wernstedt saß da, ein wenig spitz, aber eine leise Röte lag auf ihrem bleichen Gesicht. Sie wußte, wie entzückend sie aussah in der losen, von Spitzen über säten Matinee. Eine Brillantagraße blitzte an ihrer Brust. Vorhin hatte der Arzt in ihrem Zimmer immer wieder gesagt: „Donnerwetter! . . . Donnerwetter! Also wenn da die Brüder nicht aus dem Häuschen geraten, können Sie mich mein Lebtag Starmatz nennen!“ O, sie wußte, wie man bezauberte! Noch ganz andere Leute als ihre „Kammerherren“. Und nun sah sie es an den Augen der Beiden, welchen Eindruck sie machte. Spielte sich ein wenig auf die Hilflose.

„Ah Gott, wenn mir das nur nicht zuviel wird!“

Aber ich habe mich ja so schrecklich auf diesen Tag gefreut!"

Und der Arzt hatte auf dieses Frühstück gehungert! Für Schlemmereien war er sehr empfänglich. Er mahnte:

"Zu lange darf die Sitzung nicht dauern! Ich muß in Ihrem Interesse bitten, gnädige Frau, sie zu eröffnen!"

Die Jose stand schon hinter ihr mit einer Platte Summermayonnaise.

Vira Wernstedt griff zu und lachte.

"Also beginnen wir! Ein wenig schwer, diese Vorspeise, elf Uhr vormittags!"

"Besonders leichter als am späten Abend," erwiderte der Arzt, "ich muß es wissen!"

Man langte zu. Man lachte. Man trank. Mit Sherry begann man. Zur Kalbskeule gab es Rheinwein, zum Nachtisch Sekt. Nach dem Käse wurden drei Torten aufgebaut und eine mächtige Schüssel voll Schlagsahne. Als das geschehen war, wurde die Jose entlassen.

Und nun ließ Vira Wernstedt ihre Minen springen. Sie hob ihr Sektklar gegen den Arzt.

"Meine Kammerherren verstehen zu leben wie die Grandseigneurs!"

Und der erkundigte wacker.

"Lassen Sie die Herren erst einmal zehn Jahre älter sein, dann haben sie die ganze Altmark in der Tasche. Ich komm' doch weit herum auf den Gütern, hör' ihr Lobsied singen. Tüchtige Kerle, die werdens schaffen, hört man überall. Profit, meine Herren, ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen!"

Die beiden lachten und hoben auch die Gläser. Scharf getrunken hatten sie bereits. Sie wollten dem Arzt nicht nachstehen, der hatte eine Kriegsgurgel, wenn alles wankte — er stand noch fest!

Kurt zog die Schultern ein wenig hoch. Mühte sich, das Lob gelassen hinzunehmen.

"Na ja, wir waren in guter Lehre! Und was wir wollen, wissen wir auch! Nur fehlt vorläufig noch eins: die Bewegungsfreiheit! Zum großzügigen Wirtschaften! Hätten wir nicht vierhundert, sondern viertausend Morgen unter den Füßen, sollte die Altmark das Staunen noch ganz anders lernen! Ich wenigstens möchte eine große Ausgabe vor mir sehen!"

Ernst kniff die Augen klein, machte ein hochmütiges Gesicht. Ausstechen wollte ihn der Bruder. Und wie tattlos er war. Da mußte die gnädige Frau ja glauben, er habe es auf ihr Geld abgesehen. Ihm konnte es recht sein, Kurt setzte sich tüchtig in die Nessel. Er ballte sein Mundstück zusammen, drückte die Brust heraus.

"Aus sich selbst heraus muß man etwas werden! Uns ist ein Stück Land hier zu eignen, auf dem wir zeigen können, was wir zu leisten vermögen! Selbst ist der Mann! Sich in ein warmes Nest setzen, ist kein Kunststück! Wohl aber, anderen ein warmes Nest bereiten!"

Der Doktor nickte. Nun die Brüder ein bißchen aufeinandergehecht. Und dabei half ihm hoffentlich die hübsche Frau.

"Sie haben ja so recht! Um sich gehauen! Ein festes Ziel vor Augen, das ist's, was Eindruck auf die Männer macht, und auf die Frauen noch mehr! Stimmt's, Gnädigste?"

Die weltgewandte Vira Wernstedt merkte sofort die Absicht des Arztes. Sie nickte.

"Meinen Bruder müssen Sie kennen lernen, der ist ein Kerl von Stahl! Die Großkaufleute Hamburgs, die über See arbeiten, haben jetzt Zeiten, die furchtbar sind! Aber die kommen drüber weg! Passen Sie mal auf, meine Herren, Hanseatengeist! Und solche wie meinen Bruder hat Hamburg eine ganze Menge! Glauben Sie mir, heute hat die Landwirtschaft leichter zu wirtschaften. Ach, was sag' ich, ein Kinderspiel ist's gegen das, was der ehrbare Kaufmann an der Wasserkante jetzt leisten muß!"

Der Stachel saß in den Zwillingen, und der Arzt trieb ihn noch tiefer ins Fleisch.

"Ja, wer hat es heutzutage überhaupt so gut wie

der Landwirt? Erst wenn die Konjunktur einmal umschlägt, wird sich's zeigen, wer in Ihrem Berufe die Eigenschaft zum Führer hat! Sie sind noch jung — danken Sie dem Schöpfer dafür —, eines Tages werden Sie zu zeigen haben, vielleicht schon bald, ob Sie Meister sind oder nur mehr oder weniger gute Gesellen!"

Um den Bruder zu ärgern, pflichtete Ernst bei.

"Deshalb sagte ich vorhin: von bescheidenem Besitz sich zum führenden Manne zu entwideln, das zeigt den Meister! Sitz' ich auf einem großen Rittergute, ist's eine leichte Sache für einen Lensing! Herr Doktor, auf unseren Namen sind wir stolz wie nur ein Adliger auf sein Wappen! Wir haben den guten Namen zu erhalten, seinen Ruhm zu mehren! Was mich betrifft" — er hieb mit seiner Faust gegen die breite Brust — „soll wahrhaftig geschehen!" (Fortl. folgt.)

Wie der liewe Gott uns Nassauer erschaffe hot.

Uns Nassauer hot de liewe Gott
Selbst gebaut aus unsren Scholle.
Met vill Ernst, den Gott nor hot
Nohme vo de Pracht, der volle,
Nohm vom Westerwaldbasalt
All des fellefeste — horte
Vo de Aachbäum aus dem Taunuswald
Knorriges für unser Worie,
Nohm des Lache vo dem Rhei.,
Vo dem Zammertal des Glenne
Un vom Kochbrunne debei
Des Gesiehl, des haase Brenne,
Nohm de Wisper des Geschmus,
Nohm vo Schlangebad des Scheene.
Vo de Lohn, do nohme bluß
Eisekraft fir unser Sehne.
Unn e nohm vom Feldberg noch
Unsern Blid, den helle, freie,
Vo dem alte Kenig doch
Stärt fir huch henniss ze steihe.
Nohm vom Selterswasser, sei
Des Gesauz unn aach des Bische,
Vo de Eppel dann debei
Unser Blut — des flore, frische.
Ja, aus all dem ville Krom
Dah der liewe Gott uns mache.
Weil e nor des Beste nohm,
Duhn mer freue uns unn lache.

Georg Rieser.

Robinsonaden im Polareise.

Von M. Granow.

Von den unsäglichen Mühen einer Wanderung über das wild ausgestürmte Packeis, wobei man Proviant, Zelte und alles Notwendige selber schleppen muß, erzählen alle Polarfahrer. Immer in das weiße, wealose Ungewisse, über starrende Eisgebirge hinweg, über endlose unberührte Schneeflächen, die sich heimtückisch plötzlich in einen breiten Spalt auftun, zu einer Rinne öffnen, in dem das lebende Meer dunkel und lauernd aufblinzelt. Denn immer ist das ewige Eis dort oben in Bewegung. Die riesigen Schollen mahlen und knirschen gegeneinander, sie türmen sich übereinander, von Gezeiten und Stürmen getrieben, und bersten und klaffen plötzlich auseinander mit dumpfem Knall, um den ahnungslosen Eiswanderer zu verschlingen. Zur Zeit der Frühlingsstürme ist das Packeis am gefährlichsten. Die Sonne steht Tag und Nacht am Himmel, wandert von Osten nach Westen und wieder nach Osten, ohne unter dem Horizont zu verschwinden. Sie sieselt sich in Millionen und Abermillionen von Eisställen. Das Licht ist für das menschliche, ungeschützte Auge schier unerträglich. Das ist gutes Wetter, am Pol weit seltener als bei uns. Ziehen aber die schweren Stürme herauf, mit undurchdringlichem Schne- und Hagelgestöber, so bleibt den einsamen und mit den Eisregionen wenig vertrauten Schollenwanderern nichts übrig, als sich in hoffentlich mitgeföhnten Zelten zu bergen oder Schne-Zelus, wie der Eskimo sie erfunden, aufzubauen und sich darin zu verstecken. Die Gewalt der Stürme ist so groß, daß weder Mensch noch Tier dagegen ankommen kann.

Solche Stürme aber, so lehren Ranjen, Soerdrup und Mikkelsen, halten oft acht bis vierzehn Tage an.

Betrachten wir dergleichen Robinsonaden auf dem Trelbieß historisch; an die hundert solcher Neisschilderungen liegen ja vor. Von den Walbürgern, die vom Ende des 16. Jahrhunderts an mit über 200 Schiffen alljährlich an Spitzbergens Westküste Jagd auf die vorstintflutlichen Riesentiere der Arktis, auf Walross, Walrob und Robbe machten, verschwanden in jedem Jahr etwa zwanzig Fahrzeuge; selten gelang es den fülligen Glücksrittern, sich aus ihrem vom Eis zerbrechten Schiff über die Packeisröhren zu anderen Seglern zu retten. Wie viele bei diesen Eiswanderungen in den Schneestürmen umkamen oder spurlos verloren, meldet kein Lied, kein Heldenbuch.

Als Mister Phips 1773 mit zwei stolzen Seglern, reich mit Kanonen versehen, den Nordpol von der Westküste Spitzbergens aus erobern wollte, mußte die Besatzung die eingefrorenen Schiffe verlassen und rettete sich in Boote, die — auf Schlittenfugen gestellt — von den Menschen selber über die Prekärzröhren gezogen wurden. Nachdem die Engländer sich wochenlang damit abgemüht hatten, waren sie heilsfroh, als ein Sturm ihre Schiffe aus der Eisumklammerung befreite und sie ihnen — liebenswürdiger Weise nachsandte. Die Polsfahrer bestiegen ihre Fahrzeuge unter allerlei Schwierigkeiten und kamen glücklich nach Hause.

Die vierzehn Mann der Besatzung des deutschen Entdecker Schiffes „Hansa“ waren die erste Eisschollenbewohnerchaft für 200 Tage. 1869 sandten Preußen und die Hansastädte zwei Schiffe, die „Germania“ und die „Hansa“, an der noch völlig unbefahrenen Ostküste von Grönland nordwärts — natürlich mit dem Pol als Ziel. Während die „Germania“ bis zum 73. Breitengrad vordrang und mancher deutsche Name an dortigen Inseln und Buchten von jener erfolgreichen Fahrt des Kapitäns Koldewey Kunde gibt, geriet die „Hansa“ schon im Juli in mächtiges Treibis, aus dem sie sich nicht mehr befreien sollte. Kapitän Heggemann erkannte bald, daß sein Schiff bei den nächsten Herbststürmen unerschbar zermalmt werden müsse. Er ließ daher auf einer mächtigen Eisscholle von über sieben Meilen Umfang eine bequeme Hütte aus Preßlohlen, die sie reichlich mit sich führten, bauen. Die Räken wurden mit Wasser begossen, das sofort luftdicht gefror. Alle Vorräte wurden auf der Scholle sorglich verteilt. Am 22. Oktober versank die „Hansa“ in den ewigen Fluten, und die Eisscholle wurde den vierzehn wässerigen Deutschen Heimat und Flug zugleich. Denn sehr bald fühlten sie mit Freude, daß die Scholle mit ihnen bedächtig nach Süden schwamm. Schon am zweiten Weihnachtstag aber war es mit der Zuversicht zu ihrer „Mutter Eis“ zu Ende: direkt unter ihrem Kohlenhaus hörten sie ein gräßliches Schrunden, Knistern und Glüsten. Die entfesseten Schiffer hörten, daß ihr eisiger Baugrund unsicher wurde. Und nirgends zeigte sich Land, wohin sie sich retten konnten, oder offenes Wasser, dem sie sich in ihren Booten anvertrauen durften. Immer unheimlicher wurde das knirschende Geräusch, bis sich am 14. Januar 1870 die Scholle direkt unter dem Kohlenhaus spaltete. In aller Eile brachten sie sich selber und das unersetzliche Material in Sicherheit und bauten sich aus den Resten der Brisekets und Eisschollen eine neue Hütte. Die Unsicherheit wurde immer größer, je südlicher sie kamen. Bis zu den Ostertagen dauerte die abenteuerliche Schollenfahrt; dann konnten sie in ihrem Boot in offener Küstentrinne den Heimweg fortsetzen und erreichten im Juli die Missionsstation Friedrichshall auf Grönland.

Im gleichen Winter trieb der größere Teil der „Polaris“-Besatzung an der Westküste Grönlands unter weit verzweifelteren Umständen auf einer Eisscholle nach Süden. Kapitän Hall war ein Jahr zuvor mit der „Polaris“ von Amerika ausgebrochen, um „das offene Meer um den Nordpol“ — davon sprach eine damals weit verbreitete trüge Meinung von der Nordspitze der Erde — zu suchen. Er erlag den Strapazen. Das Schiff wurde im folgenden Frühjahr ledig und trieb, zwischen Treibis eingekleist, nach Süden. Man fürchtete seinen Untergang, verhäutete sich an einer großen Eisscholle und begann sich auszuschiffen. Eben waren neunzehn Personen der Besatzung, darunter zwei Eskimos mit ihren Frauen und vier Kindern, und ein Teil des Proviant und Gesäds auf dem Eis, als ein Orkan die Täue sprengte. Die „Polaris“ wurde bei den Littleton-Inseln auf den Strand geworfen. Die neunzehn Unglüdlichen dagegen trieben ohne Schutz vor Sturm und Kälte durch den heulenden Schneesturm ins Ungewisse. Die Eskimos, beherzt und an solche Heimtüde des Eises gewöhnt, bauten Schneehütten, jagten unter Todesverachtung in dunkler Winternacht Robben, und es gelang ihrer Tapferkeit, ihr Häuslein Schubbecholener während einer Schollenfahrt von 198 Tagen durch Nacht und Finsternis, durch endlose Gefahren des Verhungerns durchzubringen, bis das schon halb zerbrockelte Eisloch von einem Schiff gesichtet und die erschöpfte Bewohnerchaft gerettet wurde.

Das sind abenteuerliche Stüdlein, die aus den unendlich vielen Bänden Neisschilderungen in der Polaris ergänzt werden können. Man nehme nur die grandiosen Erzählungen von Coop und Peary über ihre Wanderungen zum Nordpol zur Hand, oder Nansens „Nacht und Eis“, die Fahrt der „Stella Polaris“ des Herzogs der Abruzzen, oder die Schilderungen des Südpol-Entdeckers Amundsen, der jetzt verschollen ist und abermals mit den weißen Mächten der Arktis ringen muß. Immer ist das Eis ein höchst unsicherer Wandergrund, und der Gefahren durch Schneestürme, durch Kälte und Hunger sind gar mancherlei, die sich nie voraus berechnen lassen.

Der Tiger von Schautscheng.

Ein chinesisches Märchen, übersetzt und nachgeschildert von Wilhelm Carl.

Vor der Mauer von Schautscheng lebte einst eine alte Frau mit ihrem Sohne. Beide waren sehr arm und außer der alten Schilfshütte mit zugehörigem Hof nannten sie nichts ihr eigen. Der Sohn sammelte Holz im nahe gelegenen Walde und für den dafür erzielten Erlös ernährten sich beide kümmerlich genug. Eines Tages lehrte der Sohn nicht aus dem Wald zurück und die besorgte Mutter sandte am anderen Morgen gutmütige Nachbarn aus und ließ nach ihm suchen. Die Nachbarn fanden bald ein Bündel blutige und zerstückte Kleider. Art und Strecke lagen nicht weit davon. Es war den Leuten sofort klar, daß ein Tiger den Holzsammler aufgefressen hatte, und sie sagten dies der Mutter. Die Mutter war untröstlich, hatte sie doch niemanden mehr, der für sie sorgte und weinend umarmte sie, auf ihren Stod gestützt, zum Mandarin in die Stadt, der ja Vater und Mutter für das Volk sein soll, um von ihm Gerechtigkeit zu fordern.

Als sie das Amtsgebäude des Mandarins erreicht hatte, warf sie sich vor der großen Gerichtshalle in die Knie, weinte und schrie: „Ich verlange gerechtes Gericht!“ Der Mandarin wurde bald auftumt, ließ die Frau durch zwei Büttel hereinführen und fragte nach ihrem Begehr. Das Weiblein berichtete die grausame Ermordung ihres Sohnes und verlangte Bestrafung des Tigers. Der Mandarin wunderte sich über diese Zumutung und fragte, wie sie sich die Erledigung dieser Angelegenheit denke, und ob er die Gehebe des Kaisers auch auf die Tiere des Waldes anwenden solle. Die alte Frau überhörte diese Frage gänzlich und weinte und jammerte fort. Der Mandarin war im Grunde ein gutmütiger Mensch und, mehr um sie zu beruhigen, sagte er: „Gehe nur wieder heim, altes Haupt, und warte, bis ich dich wieder rufen lasse. Inzwischen werde ich versuchen, deine Angelegenheit zu deiner Zufriedenheit zu regeln.“ Zu seinen Amtsdienern gewendet, fuhr er fort: „Kun, wer von Euch will den Tiger festnehmen?“ In diesem Augenblick betrat ein weiterer Amtsdienner mit Namen Linong die Gerichtshalle. Er war stark angetrunken und da er nur etwas von „festnehmen“ gehört hatte, rief er laut: „Ich, Linong, will ihn verhaften.“ Der Mandarin schmunzelte, schrieb sofort den Haftbefehl aus und überreichte ihn dem wartenden Linong.

Am andern Morgen hatte Linong seinen Rausch ausgeschlagen und ersah nun aus dem Haftbefehl, wen er festnehmen sollte. Er „ab einen großen Schreden“, wie der Chinese sagt, und rannte vorwürtstreits zum Mandarin und bat weinend um Rücknahme des Befehls. Der Mandarin jedoch war froh, einen Dummen gefunden zu haben, ließ sich nicht erweichen und wiederholte streng seinen Auftrag. Auf seine Bitten gestattete er Linong, sich Jäger einzunehmen, um den Tiger tot oder lebendig einzufangen.

Vier Monate suchte Linong mit seinen Jägern vergeblich nach einem Tiger, und sie hatten auch noch keine Spur gefunden, als der Mandarin sie zurückholen ließ. Er fragte Linong, ob er den Tiger schon festgenommen habe, und als Linong verneinte und weinend um Verlängerung der Frist bat, bewilligte er zwar diese, ließ ihm aber gleichzeitig zwanzig schwere Hiebe aufs Sizkletz zählen, damit, wie er sich ausdrückte, sein Eifer nicht erlahme. Er aab ihm auf, sich nach vier Wochen wieder zu melden und den Tiger vorzuführen, oder weitere hundert schwere Hiebe in Empfang zu nehmen.

Linong fand auch jetzt den Tiger nicht, und so erhielt er einige Monate lang regelmäßig alle vier Wochen hundert Hiebe und den Auftrag, weiter zu suchen. Linong war der Verweisung nahe und betete oft in einem in den Bergen gelegenen Tempel zu den verschiedensten Gottheiten.

Als er eines Tages wieder im Gebet auf den Knien lag, verfinsterte sich plötzlich der Eingang, und als Linong den Kopf wendete, um zu sehen, wer da sei, sah er einen mäup

igen Tiger vor dem Tempelgang sitzen, der ihn unverwandt anstarrte. Linong erhob sich sofort, ging auf den Tiger zu und sagte: „Gut, daß du da bist! Du bist doch jener schändliche Tiger, der den armen Holzsäger gefressen hat? Deinetwegen habe ich viele Hiebe einstecken müssen, denn wisse, die Mutter des Holzsämlers hat dich bei meinem Mandarin verklagt, und ich habe den Auftrag erhalten, dich festzunehmen und vor Gericht zu führen. Sei also vernünftig, folge mir gutwillig in die Stadt und nimm deinen Prozeß selbst wahr.“ Mit diesen Worten zog Linong einen Strick aus der Tasche, legte ihn dem ganz friedlich dreinschauenden Tiger um den Hals und zog mit ihm ab.

Als sich in der Stadt das Gerücht verbreitete, Linong komme mit dem Tiger, ließ alles aus den Häusern, um den seltsamen Aufzug zu sehen. Auch der Mandarin erfuhr diese Neuigkeit und beraumte sofort eine Gerichtsstellung an. Der Tiger wurde vor den großen Amtstisch geführt und setzte sich dort nieder. Der Mandarin ergriff sein „Schrechholz“, schlug damit auf den Tisch und sagte, zum Tiger gewendet: „Bist du das grausame Vieh, das den Holzsämler gefressen hat?“ Der Tiger nickte und der Mandarin fuhr fort: „Nach den Gesetzen des Kaisers wird mit dem Tode bestraft, wer jemanden ermordet. Ist dir das nicht bekannt? Der Holzsämler war der einzige Ernährer seiner Mutter, wer soll jetzt für ihren Unterhalt sorgen? Doch höre, alter Tigergroßvater, ich will dir einen Vorschlag machen: Du sorgst für den Unterhalt der alten Frau wie ein leiblicher Sohn und ich werde krumm für gerade nehmen und dich laufen lassen — wie denkst du über meinen Vorschlag?“ Als der Tiger abermals nickte, ging der Mandarin hin, nahm ihm den Strick ab und schickte ihn fort.

Die alte Frau war mit dem Ausgang des Prozesses gar nicht zufrieden und hätte es gern gesehen, wenn der Mandarin den Tiger hätte töten lassen. Zwei Tage später aber dachte sie anders, denn vor ihrer Türe lagen frühmorgens zwei Rehe, die der Tiger für sie hingelegt hatte. Nach weiteren zwei Tagen brachte er einen Hirsch. Er sorgte so gut für die alte Frau, daß sie nicht nur sehr gut leben, sondern auch noch eine Summe Geldes ersparen konnte, damit man sie ordentlich begraben könnte. Als die Frau einige Jahre später starb, bewachte der Tiger drei Tage lang das Grab, brüllte dann, daß es über die Stadt schallte und wurde nicht mehr gesehen.

Aphorismen.

Von August Noesch.

Es ist nicht immer so, daß von zwei Wegen einer der richtige ist, mitunter sind beide falsch, und der zum Ziel führt, muß erst noch gefunden werden.

Es ist vollkommen sinnlos, einem Gedanken nachzuhängen, dessen Erfüllung sich einem versagt. Das Schicksal kennt unsere wahren Bedürfnisse viel besser als wir selbst.

Wir können uns in die verschiedensten Verhältnisse begeben, die Grundprobleme unseres Lebens bleiben immer dieselben.

So merkwürdig es klingen mag, der große Mensch legt seine wirkliche Fähigung erst bei der Bewältigung von Kleinigkeiten ab.

Frauen-Zeitung

Darf eine junge Dame Geschenke annehmen? Eine der Hauptregeln, die jede Mutter einer noch recht nahen Vergangenheit ihrer Tochter einprägte, war die, daß sie sich von Herren nichts schenken lassen dürfe. Es gab eigentlich nur zwei Ausnahmen, die gestattet waren, nämlich die Annahme von Büchern und Blumen. Der Verehrer, der in der Größe des Bücks und in der Kostbarkeit der Blumen die Stärke seiner Leidenschaft ausdrückte, war eine gewöhnliche Erscheinung, und auch wenn ein Herr seiner Angebeteten nach einem literarischen Gespräch ein Buch verachtete, von dem er geschwärmt hatte, so fand man nichts dabei. Solche Geschenke waren häufig jene almodischen Prachtbände mit Goldschnitt und sündlichen Illustrationen, wobei Chamisso's „Frauenliebe und Leben“ und Heines „Buch der Lieder“ obenan standen. Heutzutage haben sich die Anschauungen in dieser Beziehung gründlich geändert. Eine englische Aristokratin plaudert darüber in einer Frauzeitschrift. „Kaum dürfte heute noch eine Mutter ihren Töchtern auf die Seele binden, sich ja

nichts von einem Herrn schenken zu lassen“, schreibt sie. „Man findet heute nichts Unpassendes mehr an solchen Aufmerksamkeiten, auch wenn sie kostspielig sind. Aber dieses Recht, das sich das junge Mädchen erkämpft hat, muß ihm nicht viel, denn die junge Dame von heute bekommt lange nicht mehr so viel Geschenke, als in jenen vergangenen Tagen, da es ihr so streng untersagt war, sich beschaffen zu lassen. Wenn sie nicht gerade krank oder ein Filmstar ist, sind die Blumenspenden, die ihr ihre Verehrer darbieten, leicht zu zählen, und ich glaube ein halbes Dukend ist schon ziemlich hoch gegriffen, wenn die Dame nicht ältere Herren in ihrem Anbeterkreis besitzt. Ebenso ist es mit Büchern. Solche Geschenke sind fast gänzlich aus der Mode gekommen. Der junge Mann von heute ist knauserig geworden, und wenn er etwas schenkt, so ist es höchstens Schokolade, falls die Dame solche Süßigkeiten nicht um der schlanken Linie willen ablehnt, oder es sind ein paar Zigaretten. Spielt er mit ihr Tennis, dann schwingt er sich vielleicht auch mal zu ein paar neuen Bällen auf, und ist er ein weiches Gemüt, so wird er sich durch die Klagelieder seiner Dame über eine „Leiter“ im Seidenstrumpf dazu veranlaßt fühlen, ihr ein Paar neue Strümpfe zu schenken. Früher war es vielleicht dem Mann gestattet, der Dame ein Paar Handschuhe zu schenken — heute sind es Strümpfe! Natürlich gibt es reiche Junglinge, die auch mehr Geschenke machen, und ihre Angebeteten genieren sich nicht im geringsten, sich alles mögliche zu führen legen zu lassen; ja, sie haben heute in aller Unschuld eine Kunst ausgebildet, Geschenke zu veransetzen, die in früheren Zeiten als „schamlos“ empfunden worden wären. Die durchschnittliche junge Dame aber, die sich von jungen Herren den Hof machen läßt, bekommt gar nichts oder sehr wenig, und dem Durchschnittsjungling von heute fällt nicht im Traume ein, seine Dame zu beschaffen. Der Hauptgrund dafür ist die veränderte Stellung der Geschlechter, die Kameradschaftlichkeit, die den Jungling die Frau als seinesgleichen betrachten läßt. Dazu kommt, daß man heutzutage überhaupt weniger Geld hat und daß das so beliebte Ausführen der Dame, das früher verpönt war, schon recht kostspielig ist. Letzten Endes wirkt aber auch mit, daß der „Reiz des Verbotenen“ fehlt. Seitdem man so viel geschenkt bekommen darf, wie nur irgend geht, ist das Schenken für den Mann nicht mehr so verlockend und für die Dame nicht mehr so verführerisch.

Welt u. Wissen

Der unglückliche Erfinder des Saxophons. Ein bezeichnendes Beispiel für den „Dornenweg“ der Erfinder, die die Menschheit mit ihren Gaben bereichern und selbst nichts davon haben, ist die Lebensgeschichte von Adolphe Sax, dem Erfinder des Saxophons, dieses Musikinstrumentes, das heute eine so ungeheure Beliebtheit erlangt hat. Pierre Luze ist den Schicksalen dieses Mannes, dessen Name heute nur noch in seinem Instrument fortlebt, nachgegangen und schildert im „Progrès Civilique“ die Kette von Leidern und Unglücksfällen, die auf seinem Leben lastete. Er war der Sohn eines bedeutenden Instrumentenmachers Charles Joseph Sax und wurde 1814 in Brüssel geboren. Der Vater war ein leidenschaftlicher Experimentator, der sein ganzes Geld für die Vervollkommenung der Musikinstrumente verbrauchte, und dem Sohn zwar den unwiderstehlichen Hang zu diesem Forschungsgebiet vererbte, sich sonst aber wenig um ihn kümmerte und ihn in Not ließ. So war das Kind bereits vom Unheil verfolgt: es fiel die Treppe herunter, verschlukte einen Nagel, verbrannte sich, trank aus Versehen mit Wasser verdünntes Vitriol, und hat auch später noch verschiedene Unfälle gehabt, die ihn dem Tode nahebrachten. Als er heranwuchs, beschäftigte er sich zunächst mit der Verbesserung der Klarinette und stellte eine Bassklarinette her, mit der er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Pariser Musikerkreisen Aufsehen erregte. Dann ging er daran, eine Verbindung von Blechblasinstrumenten mit der Klarinette herzustellen, und so erfand er verschiedene Kupferinstrumente, die er alle nach sich benannte, das Saxhorn, die Sarttromba und schließlich das Saxophon. Die Bereicherung, die er damit dem Orchester zuteil werden ließ, fand großen Beifall. Berlioz trat für ihn ein, Meyerbeer verwandte die neuen Instrumente in den „Hugenotten“ und im „Propheten“; Halévy und Auber preiseln die Verdienste, die er sich erworben. Sax hat seine Erfindungen nicht etwa durch Zufall gemacht, sondern er war ein bedeutender Gelehrter, der die von ihm erforschten Gesetze der Akustik auf die Instrumente anwendete. Doch die ersten Erfolge hielten nicht an; man vergaß bald wieder die Eigenart seiner Instrumente und ihren Schöpfer, und so ist er in Not und Elend gestorben, bis erst jetzt wieder sein Name mit der großen Saxophonmode aus dem Dunkel hervorgezogen wurde.